

1896
Wien 23: — 2

„BERGGGEIST“

Gratis-Beilage zur „Oraviczaer Zeitung.“

Verlag der C. Kehler'schen Buchhandlung.

Der Theater-Teufel.

Original-Roman aus dem Komödiantenleben
von G. Schäfer-Perastri.
Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck verboten.

II.

Der Sommer lag im Scheiden, schon ging es allmählich in den Herbst hinüber.

Ueber die mit Staub bedeckte Landstraße wanderte ein Mann, dessen Aeußeres interessant genug war, um einige Aufmerksamkeit zu beanspruchen. Er mochte etwa fünfzig Jahre zählen, doch hielt es sehr schwer, ein genaues Alter bei diesem Gesicht zu konstatieren, man hätte ihn vielleicht für jünger, aber auch für älter halten können.

Ein bartloses, blasses Antlitz war es, die Haut lederartig und mit vielen Falten durchzogen, besonders um die Augen.

Das bläuliche, spitze Kinn schob sich scharf hervor. Der Mund war schmal und ließ einige Zahnlücken erkennen.

Trotzdem es nun ziemlich warm war, steckte der Alte doch in einem gelben, sehr abgeschossenen Ueberzieher, den er sogar zugeknöpft trug.

Darunter hervor sahen schwarze Pantalons; die Füße stakten in Schuhen aus rohem, ungegerbtem Leder, die zwar nicht

so ganz der herrschenden Mode entsprachen, dafür aber um so bequemer waren.

Ueber der Schulter an einem Paraplü hing eine verwitterte Hutschachtel, welche vermutlich einen Zylinder barg. Unter dem anderen Arm hielt der Wanderer

Er war Direktor einer seit langen Jahren reisenden Theaterschmiere.

Den Namen „Theater-Heiland“ hatte sich der Leiter dieses sehr zweifelhaften Kunsttempels dadurch erworben, daß er in früheren Jahren u. d. zu gewisser Zeit im Jahr ein Passionsspiel gab und darin beständig den Christus spielte.

Bereits an die zwanzig Jahre, vielleicht auch länger, schleppte nun Jeremias Schmidt seinen Theaterskarran, schlecht und recht, lachend und weinend, wie's bei dem fahrenden Volk nicht anders geht.

Er hatte eben in einem größeren Dorf, das einige Stunden von hier entfernt lag, die letzte Vorstellung gegeben.

In zwei Tagen sollte Trautenau mit den künstlerischen Leistungen seiner Truppe beglückt werden.

Deßhalb hatte sich Jeremias am frühen Morgen aufgemacht, zu Fuß natürlich, um in dem neuen Ort seine Vorbereitungen zu treffen.

In unmittelbarer Nähe des Dorfes lag Schloß Trautenau,

ein sehr ausgedehnter Landstz mit Forsten und Wildstand.

Der junge Baron hatte beim Regiment seinen Abschied genommen und war nun anwesend, außerdem beherbergte das Schloß noch eine lebenslustige Gesellschaft, die sich



Der Theater-Teufel. Jeremias trat bei Seite und lästete den Hut.

eine Rolle farbiges Papier.

Und wer war nun diese sonderbare Figur?

Er selbst nannte sich Jeremias Schmidt, unter den Künstlern hieß er der „Theater-Heiland.“

auf den Herbst eingefunden hatte. — Jeremias, der Theater-Heiland sagte sich, daß sich seine Truppe überall sehen lassen könne.

Er hatte Kräfte darunter, die ihm lange Jahre treu geblieben waren, sogar die Damen Herbst, die seit zehn Jahren beständig jugendliche Backfische spielten. Und erst Julianne, sein eigenes Kind! „Julianne“, flüsterte der Alte, indem er langsam weiterschritt; „mein bestes, letztes Glück auf der Welt! Wenn es um mich stürmt und tobt und Alles uns Komödianten verlassen will, bleibst Du bei mir. Ich schaue Dich an und dann ist's Friede. Du bist wie eine prächtige Blume in meinem Leben.“

Er nickte einige Male vor sich hin. O, sie konnte sich wohl zeigen vor den Herrschaften im Schloß.

Sie war in seiner, des Vaters Schule aufgewachsen, machte überall Furore, wo er Vorstellungen gab, war sein bestes Mitglied, achtzehn Jahre alt, mit keusch geschlossenen, rosigen Lippen, dunkeln, unergründlichen Augen und gekräuselten Stirnlöchlein, um die sie jede Kollegin beneidete, denn sie waren „echt.“

Der Komödiant blieb stehen. Rechter Hand von ihm, lag etwas zurück Schloß Trautenau, inmitten eines Parks.

Als der Alte noch hinblickte, öffnete ein Reitknecht das Gitter, gleich darauf erscholl Pferdegetrappel.

Den breiten, schattigen Hauptweg im Park herunter galoppierten zwei Personen.

Es waren ein junger Mann im eleganten Reitkostüm und eine ebenfalls junge Dame, von der Jeremias vorerst nur das golden schimmernde Haar bewundern konnte, das von dem scharfen Ritt bewegt wurde.

Die Pferde wieherten laut.

Der junge Reiter besand sich offenbar in lebhafter Unterhaltung mit seiner Begleiterin.

Einmal vernahm der Komödiant ein silberhelles Lachen.

Kaum waren die Weiden außerhalb des Gitters angelangt, so ließen sie ihre Pferde weiter ausgreifen und flogen über den schmalen Weg.

Jeremias trat bei Seite und wie sie an ihm vorbeikamen, lästete er den Hut.

„Hast Du eben die sonderbare Gestalt bemerkt, Irene?“ fragte der junge Baron halbbläulich.

Die mit Irene angerebete Dame bog sich etwas zurück.

„Ah, der alte Mann dort?“ sagte sie leicht.

„Ja!“ antwortete der Baron, während sie dahineilten.

„Er sieht aus, wie ein armseliger Schauspieler.“

„Du weißt wohl noch gar nicht, Kousinchen, daß wir hier einem ganz eigenartigen Genuß entgegengehen?“ Trautenau erhält ein Theater. Was meinst Du zu solchem Gedanken?“

Die junge Dame lachte herzlich.

„Um diesen Genuß möchte ich wahrlich Niemanden beneiden! Schließlich ist das auch Herren-Vergnügen.“

Es hatte sich ein Zug von Mißstimmung über ihr sanftes, ungemein anziehendes Gesichtchen gelegt.

Die blauen Augen wendeten sich nach einer Weile forschend dem Begleiter zu.

Kurt beachtete dies nicht. Seine Gedanken beschäftigten sich mit dem Komödianten am Wege.

„Bist Du mir böse, Kurt?“ fragte Irene plötzlich.

Der junge Mann fuhr, wie aus einem Traum, auf und lächelte. „Aber, Kousinchen, welcher Gedanke!“

Dennoch hielt sonderbarer Weise eine leichte Mißstimmung zwischen den Weiden an. Lachend waren sie vom Schloß abgeritten, da trat der alte Komödiant in den Weg.

Was ging dieser fahrende Künstler. der ruhig, mit dem Hut in der Hand, an der Straße stand, die Weiden an?! —

„Das ist wahrscheinlich der junge Herr Baron,“ sagte Schmidt sich.

Er dachte an Julianne. Sie ist ebenso hübsch wie die junge Dame. Und wie würde sie sich erst auf solchem Renner ausnehmen!

„Wer es dahin brächte von uns, in solchem Schloß zu wohnen!“ lachte der alte Komödiant leise vor sich hin. „Es muß doch ein glückliches Leben sein. Alter Narr!“ sagte er sich gleich darauf. „Wandervogel sind wir ja, die über die ganze Welt ziehen und Glück und Unglück ist uns nöthig, beinahe, als ob es unser Blut so begehrt! Hinaus, dahin und dorthin zieht es uns, Immer fremde Erde unter den Füßen. Theaterblut — böses Blut. Aber ich möchte es um kein anderes eintauschen.“

In natürlicher Reihenfolge gelangte er in seinem Gedankengang zu seinem Kind, seiner Julianne.

„Ja, wäre es dafür,“ flüsterte er sinnend, „Dich möchte ich wohl irgendwo versorgt wissen, wenn ich über kurz oder lang ausgemimt habe; besser versorgt, als auf unserem Theatrisarren, der die Landstraße frequentiert. Und wenn Dir einst das Glend nahe und Du Niemand mehr hättest und so verlämest!“ Der Alte wurde fieberhaft erregt. „Julianne ist noch jung; vielleicht hat sie das Blut der Mutter mehr, als meines, weniger wanderlustig, mehr beständig. Die wäre vielleicht noch in ein anderes Leben zu retten.“

Jeremias hatte die ersten Dorfhäuser passiert.

Auf seinem Weg suchte Jeremias mit kundigem Blick sogleich die besten Straßenecken heraus, Ecken, wo die Bengels nicht so leicht hinaufklettern konnten, um später seine Theaterzettel ankleben zu können.

Die Dorfleute schienen nicht übel zu sein; hier ward er gewiß besser aufgenommen, als an den Orten, wo man die ausgehängte Wäsche rasch einzog, das Hühnervolk in die Ställe trieb, wenn die Jungen mit der alarmierenden Meldung liefen: „Komödianten kommen!“

Es hatte ihm dies oftmals wehe gethan; er war ja ein ehrlicher Mann, kein Strauchdieb.

Jeremias wollte noch heute seine Visite im Schloß machen.

Deshalb der Zylinder und die schwarzen Pantalons, die er sonst gewiß nicht durch den Staub der Landstraße gezogen hätte.

Jeremias Schmidt, Direktor einer reisenden Schauspieltruppe, besaß jedoch auch noch einen zweiten Anzug.

II.

Jeremias Schmidt spielte im Gasthof zum „Reichswappen“, einem alten Gebäude, das wahrscheinlich schon im letzten Jahrhundert an der Heerstraße stand und seine Benennung von da her trug.

Der Besitzer, ein dickes, lustiges Wännchen, immer devot und immer lächelnd, — das machte die Nähe des Schlosses, dessen Gesellschaft häufig in seinem großen Garten verkehrte, — hatte den Komödianten freundlich empfangen.

Er versicherte, daß das ganze Dorf voll Neugierde wäre und sogar vom Schloß hätte der Herr Leutnant von Rohden, auf Urlaub bei seinem Freund, dem jungen Herrn Baron, bereits anfragen lassen, wann und was eigentlich die Eröffnungsvorstellung sei, worüber er natürlich nur über das Erstere Auskunft hätte geben können.

Sofort fiel er über den farbigen Theaterzettel her, den Jeremias auf einen Tisch gelegt hatte und schob sich eine Hornbrille auf die fettglänzende Nase.

„Königin Maria Stuart von Schottland, oder der Kampf um den Thron von England!“ las er laut. Darunter stand: „Drama von Friedrich von Schiller, bearbeitet von Jeremias Schmidt.“

„Herr Direktor!“ schrie der Wirth. „Das ist ein großartiges Stück! So etwas war bei uns noch niemals. Da garantiere ich für ein volles Haus. Haben Sie auch eine Krone für die Königin? So etwas zieht bei uns ungeheuer!“

„Freilich, freilich!“ erwiderte Jeremias geschmeichelt. Dann bat er um ein Löffchen mit Wasser, um sich seinen Kleister einmachen zu können.

„Der Kampf um die Krone!“ murmelte der Wirth nochmals und fügte sodann hinzu: „Der Topf steht in der Küche, Herr Direktor. — Herr Direktor, erlauben Sie mir, daß ich gleich einen von den rothen Zetteln in das Schloß hinüberschicke?“

„Nein, nein!“ versetzte der Komödiant; „ich mache nachher gleich selbst meine Visite, wobei ich die Herrschaften persönlich einlade!“

Er verließ die Stube und wenige Minuten später das Haus mit seinen gelben Zetteln und einem kleinen Löffchen.

Mit unglaublicher Schnelligkeit war ein Zugend dieser Programme an besonders bevorzugte Ecken geklebt und die Dorfjugend kletterte daran herum, stieg sich gegenseitig auf die Schultern und buchstabierte.

Bei dem Wort „Königin“ bekamen sie einen ganz gewaltigen Respekt.

Jeremias gab wirklich das Schiller'sche Drama, aber dem Geschmack seines gewöhnlichen Publikums entsprechend, hatte er den Titel etwas interessanter gemacht

und das Stück für seine Verhältnisse und Personenzahl gehörig zusammengedrückt. Dies Letztere war seine eigene „karak-teristische Bearbeitung.“

In den letzten Jahren hatte er meist das Klassische kultiviert, weil die Zuschauer an den vielen Worten und sonstigen Zu-thaten, welche sich hierin fanden, mehr Interesse nahmen, als an den Passions-spielen, welche Jeremias früher gab. —

Die Welt war eben schlechter geworden, gestand sich der Direktor seufzend. — Be-treffs der Kostüme machte er sich stets wenig Sorge. Die wurden einfach un-geändert.

Aus den Jüngern Christi wurden spanische Granden; ein praktischer Direktor bringt Alles fertig.

Im ganzen Orte prangten jetzt die farbigen Programme an den Ecken und verursachten einen kleinen Zusammenlauf. Die Eröffnungs-Vorstellung sollte den zweitnächsten Tag stattfinden.

Jeremias nahm sodann noch einmal den Ort in Augenschein, der für seine Bühne bestimmt war.

Vierfäches und Holzböcke zum Unterbau der Bühne stellte der Wirth gratis zur Verfügung.

Es war ein langer freundlicher Bau, der in dem grünen Garten stand, nur Parterre-Räumlichkeiten enthaltend, oder eigentlich gesagt, nur einen einzigen Raum.

Die hohen schmalen Fenster, welche nach allen Seiten hinausgingen, konnten mit Jalousteen geschlossen werden. Das Dach war ziemlich flach und ragte nicht über die Bäume hinaus.

Das Ganze war neueren Ursprunges und sah aus wie eine Speisehalle.

Der dicke Wirth bildete sich außerordent-lich viel ein auf diesen „Saal“, den ähn-lich Keiner im Dorf besaß. Er hatte den Bau vor einigen Jahren, auf Zureden der Bewohner vom Schloß, aufzuführen lassen, und seitdem kamen häufig Gäste von dort herüber, um in dem schattigen Garten einen frischen Trunk zu thun, oder dem Tanz der Dorfjugend beizuwohnen, der stets im Gartensaal des „Reichswappen“ vor sich ging. In diesem Raum sollte nun die Bühne erstehen.

Jeremias warf sich in Gala, das heißt, er knöpfte seinen gelben Ueberzieher auf und legte ihn ab. Nun stand er da in schwarzem, nur etwas grau-blau angehauchtem Frack und weißer Weste.

Sogar die weiße Halsbinde fehlte nicht. Zur Vorsorge hatte er diese jedoch im Innern des Zylinders aufbewahrt. Die staubigen Pantalons wurden abgeklopft, das Haar glatt zurückgestrichen und das Gesicht in möglichst würdige Falten gelegt.

Darauf steckte sich der Direktor einige Programme zum Vertheilen ein und steuerte dem Schloß zu.

Jeremias sah nicht mehr so komisch aus in dem dunkelblauen, etwas altmodi-schen Schwalbenschwanz, — das Geschenk eines Amtmannes, der eine Tragödie schrieb, die Jeremias Schmidt zur Auffüh-rung brachte, nachdem sich jeder andere Direktor geweigert, — dem glänzenden

Zylinder und dem steifen Hals, — damit die Binde nicht zerdrückt wurde. —

In langsamen, bedächtigen Schritten ging Jeremias nun den breiten, äußerst sauber gehaltenen Hauptweg zum Schloß hinan, nachdem er durch das kleine Gitter-thor des Parkes eingetreten war.

An Statuen und einer springenden Fontaine kam er vorbei und überall, wohin er das Auge richtete, fand er einen Flor der prächtigsten Blumen.

Hier war kein Herbst, wenigstens keiner in grauen verblästen Farben, Alles sprühte das frohe, blühende Leben.

Eine breite Terrasse verband die beiden Seitenflügel des Schlosses.

Sie war nur wenige Stufen hoch und mit vielem Busch und Baumwerk besetzt.

Er sah die lauschigsten Plätzchen, oft ganz von Blumen und Blätterwerk überhangen und wie er jetzt über die Terrasse schritt, mußte der alte Komödiant eine Weile stehen bleiben.

Es ward ihm schwül zu Muth. Nie in seinem Leben hatte er ein so prächtiges, lauschiges Eden gefunden. Und doch ging er fast immer selbst zu den Herrschaften einladen.

Bis jetzt war ihm noch Niemand ent-gegengetreten, nun vernahm er mehrere Stimmen. Es war eine fröhliche, unge-bundene Unterhaltung.

Hinter der nächsten Blätterecke mußte sich die Herrengesellschaft aufhalten. Sollte er sogleich bei diesen den Anfang machen?

„Nein!“ sagte er sich. „Erst der alte Herr Baron!“

Der Wirth vom Reichswappen hatte ihm zwar mitgetheilt, daß dieser immer etwas leidend wäre, doch käme es auf einen Versuch an, vorzukommen.

Daß der Baron gegenwärtig seinen Sohn und eine kleine Gesellschaft bei sich hatte, wußte ja Jeremias. Der Erstere hatte eben nur aus dem Grund, weil sein Vater leidend war, den Dienst eines Kavallerie-Leutnants quittiert und die Be-wirthschaftung des Gutes selbst in die Hand genommen.

Der Baron besaß nur noch wenige entfernte Verwandte und einen einzigen Sohn, Kurt. Die alte Baronin war längst todt.

Jeremias begab sich also in das Schloß, wo er bald einem Bedienten in die Hände lief, dem er sein Anliegen vor-trug. Dieser blickte ihn etwas zweifelnd an, ging aber, auf des Direktors Ersuchen, zu dem alten Herrn hinein.

Nach kurzer Weile kehrte er wieder zurück, mit dem Bedauern des Herrn Barons, der sich schwach und angegriffen fühle, und deshalb um Nachsicht bitte.

Der Bediente hatte den Auftrag, den Direktor zu den Herren auf der Terrasse zu führen.

Dem galonierten, kurz angebundenen Mann nach, schritt der alte Komödiant ohne jede Einwendung. Was sollte er auch? —

Ueber den Korridor huschte eine junge Dame in eines der Gemächer. Jeremias erkannte sie sofort, obwohl sie das Reittkleid

abgelegt und sich in ein lichtfarbened, un-gemein kleidsames Kostüm geworfen hatte.

Es war ihm gewesen, als hätte ihn aus diesen blauen Augen ein rascher, zür-nender Blick gestreift, zürnend, weil seine Erscheinung die Ursache war, daß sie jetzt mit dem Better schmolzte.

Der Bediente nahm einen anderen Weg, als denjenigen, welchen Jeremias einschlug, da er hereinkam und so gelangten sie bald auf die andere Seite der Terrasse, von welcher das Stimmengewirr tönte.

Bier Herren saßen dort an einem im Schatten stehenden Tische beim Spiel.

Sie hatten ein erfrischendes Getränk zur Seite stehen und rauchten ein feines Kraut. Sie blickten etwas überrascht auf, als sich der Diener mit der sonderbaren Gestalt näherte.

Jeremias hatte sich bereits einige Male geräuspert.

„Donnerwetter!“ schnarrte Rohden; „alter Rabe, der da kommt! Küster, oder so was!“

Der Leutnant hatte ein hübsches, aber etwas blaßes Gesicht, war aber, Alles in Allem, ein guter Junge der einer Einlad-ung seines bisherigen Regimentskameraden Trautenau, auf dessen Landgut den längeren Urlaub zuzubringen, recht gern gefolgt war.

Er hatte ein gutes Herz, aber um so weniger Vermögen und war dem zu Folge auf eine reiche Heirath angewiesen. Was diesen Punkt betraf, so hatte Rohden momentan sicher Unglück. —

Herr von Boden, der Wortführer der Gruppe, wirbelte seinen blonden Schnurr-bart und murmelte etwas wie „Komödiant!“

Er besaß darin gewisse Kenntniß, denn seine reizende Gemahlin, welche er meist allein auf seinem Gut in der Nachbarschaft ließ, war noch vor zwei Jahren eine beliebte Sängerin gewesen.

Jetzt, nach dem Zerfliegen des ersten Liebestraumes, sehnte sich die heißblütige Künstlerin oft genug aus dem goldenen Käfig hinaus, in ein abwechslungsreicheres Leben.

Frau von Boden hatte auf ihrem Gut eine eigene Gesellschaft um sich versammelt, meist Künstler und Sänger und dies be-hagte ihrem Gatten keineswegs.

Wochte er nun nicht offen dagegen protestieren, oder wußte er, daß dies bei dem Karakter Angela's doch werthlos war, genug, er ließ ihr den Willen, hielt sich jedoch meist außerhalb auf.

Die beiden weiteren Herren waren Söhne von Gutsbesitzern aus der weiteren Nachbarschaft.

Da das Landleben eigentlich wenig Reize für solch' junges Volk zu bieten ver-mochte, so half man sich gegenseitig die Langeweile todtschlagen.

Trautenau war reich an Forsten und wildbewohnter Heide.

So wurde hin und wieder eine Fuchshetz angestellt, oder sonstwie gejagt.

Jeremias machte seine Verbeugung und schwenkte den Zylinder unter dem Arm.

„Mein Name ist Jeremias Schmidt, Theater-Direktor, ja. Ich gedente über-morgen hier im Gartensaal des „Reichs-

wappen" meine Eröffnungsvorstellung zu geben und wollte mir ganz ergebenst erlauben, die verehrten Herrschaften, den hohen Adel der hiesigen Gegend, freundlichst einzuladen."

"Also Lenker vom Theatrispikarren!" lachte Rohden leise. "Ganz famos! Haben Ihre Gesellschaft längst erwartet, Herr —," wendete er sich an Jeremias, der sich geschmeichelt verbeugte.

"Schmidt, Jeremias!" wiederholte er nochmals.

"Was geben Sie denn eigentlich?" fragte Boden.

Jeremias beeilte sich, seine Programme vorzulegen.

"Alle Wetter! Das ist ja — Maria Stuart?"

Der Direktor nickte.

"Jawohl; für's Volk etwas kunstverständlicher gemacht durch meine Wenigkeit."

Ein jeder studierte eifrigst den Theaterzettel und sie bissen sich wiederholt auf die Zähne, um ein lautes Lachen zu unterdrücken.

"Also im Reichswappen?" Kommen natürlich Alle!" meinte Boden.

"Was ich sagen wollte," meinte von Rohden, "wie steht es denn mit Ihrem Personal? Können Sie denn die beiden Königinnen auch gut besetzen?"

Jeremias, der Theater-Heiland lächelte mild.

"O, was das betrifft, ich kann wohl sagen, ich besitze eine sehr gute Truppe, für meine Verhältnisse natürlich. Mein erster, gefester Held, "Graf Leicester," ist aus einem sehr guten Haus. In seinen Freistunden beschäftigt er sich als Kunstmaler. Und was meinen jugendlichen Helden anbetrifft, "Mortimer" — Sie haben selten so viel Temperament und Feuer gesehen, meine verehrten Herren."

(Fortsetzung folgt.)

Hypnotische Experimente.

Von Oskar Kresse.

Nachdruck verboten.

Die übersinnlichen Erscheinungen sind verschiedenartig. Allgemein bekannt ist zunächst das Gedankenlesen, ein Kunststück, welches besonders der Engländer Cumberland sehr in Aufnahme gebracht hat. Dann folgen die von der Wissenschaft jetzt allgemein anerkannten Erscheinungen des Hypnotismus und Somnambulismus, auf welche wir zunächst näher eingehen wollen, während wir das Hellsehen, die Gedankenübertragung und die eigentlichen medumistischen Phänomene, (jene Erscheinungen, mit welchen die Spiritisten ihre Anschauungen begründen) gelegentlich später behandeln werden. Der Entdecker des Hypnotismus, der englische Arzt James Braid, hat auch die wirksamste Methode, um eine Person in Hypnose zu versetzen, erfunden. Man hält der betreffenden Person einen glänzenden Punkt, z. B. einen metallenen Hemdknopf, oberhalb der Augenbrauen derart mitten vor die Augen, daß daß sie ihn nur mit ziemlicher Anstrengung

bei nach oben und nach innen verdrehten Augensternen zu erblicken vermag. Um das Halten zu eriparen, kann man den Gegenstand auch in der angegebenen Lage über der Stirn befestigen. Die Hypnose kann auch durch Ueberreizung des Gehörs, durch starke, gleichartige, rasch aufeinanderfolgende Töne hervorgebracht werden, oder dadurch, daß man mit den beiden Daumen jene Stelle der Nase, wo die Augenbrauen zusammentreffen, ununterbrochen streichelt, ferner dadurch, daß man die Daumen auf die geschlossenen Augenlider legt und den Kopf der Versuchsperson so schnell als möglich im Kreise herumschwenkt, endlich aber auch durch einfache Befehle, wie: "Schlaf!" oder "Schlafen Sie!" Letzteres gelingt aber nur sehr geübten Hypnotisfeuren.

Ist die Hypnose eingetreten, so gilt es, zu prüfen, ob sie echt ist. Die Person bietet ganz den Anblick eines Menschen in gewöhnlichem Schlafe dar, thätlich aber ist die Hypnose kein natürlicher Schlaf, sondern ein künstlicher. Man befiehlt der Person, daß sie keinerlei Schmerz empfinden solle. Ist sie in echter Hypnose, so kann man sie nun mit Nadeln stechen, wie man will, sie wird dabei gänzlich empfindungslos bleiben. Eine andere Probe für die Echtheit der Hypnose ist die Erweiterung der Pupillen in den Augen. Wenn wir einen aufsteigenden Vogel, z. B. einen Adler mit unseren Blicken verfolgen, so erweitern sich unsere Pupillen, je höher der Vogel steigt und sie dehnen sich schließlich zur vollen Größe aus, wenn der Adler nur noch als schwacher Punkt am fernen Himmel erkennbar ist. Umgekehrt verengen sich die Pupillen, wenn der Vogel nunmehr wieder zu uns herabzusteigen beginnt und werden schließlich ganz klein, wenn er dicht über unseren Augen ist. Sagt man nun der hypnotisierten Person, daß sie einen solchen Adler sieht, der allmählich empor steigt, ohne daß in Wirklichkeit einer vorhanden ist, so erweitern sich die Pupillen trotzdem und sie verengen sich umgekehrt, wenn man sagt, daß der Vogel wieder herabstößt, sie werden schließlich ganz klein, wenn man behauptet, daß der Adler ganz dicht vor den Augen schwebt.

Diese Probe ist deshalb absolut sicher, weil niemand imstande ist, seine Pupillen künstlich zu verengen oder zu erweitern.

Ist nunmehr der Eintritt der Hypnose festgestellt, so befindet sich die Versuchsperson als vollständig willenloses Geschöpf ganz in der Gewalt des Hypnotiseurs. Er kann ihr befehlen, was er will, sie wird es ausführen oder doch sich alle Mühe geben, es zu thun; jeder lebhafte Gedanke wird von ihr empfunden. Ballt man ihr die Faust, so geräth sie sofort in heftigsten Zorn, die bloße Betrachtung eines Bildes veranlaßt die Schlafende, die auf demselben dargestellten Stellungen und Gebärden mit auffallender Treue und Schärfe nachzuahmen. Glockenläuten und Orgelklang ziehen die Somnambule unwiderstehlich auf die Kniee nieder, — inbrünstig versenkt sie sich ins Gebet, — der unermittelte Uebergang von ernster Kirchenmusik zum fröhlichen Walzer-

takt ruft in ihr sofort die entsprechende Stimmung und deren lebendigsten Ausdruck hervor, — sich erhebend aus der Gebetstellung wirbelt sie nun im rasenden Tanze umher, ihr Gesichtsausdruck würde jetzt der ausgelassensten Tänzerin würdig sein. Nicht der gewiegteste Schauspieler — geschweige denn irgend ein bezahltes Modell — ist imstande, die eingegebenen oder selbst erzeugten Stimmungen in Mienenspiel und Gebärde mit so packender Naturwahrheit darzustellen, oder gar einige Zeit festzuhalten, wie es eben nur wegen des abnormen Erregungszustandes der ganzen Körpermuskulatur in der Hypnose, und hier vielleicht auch nur bei besonders erregbaren Individuen möglich ist. — Es ist bei vielen Versuchspersonen nicht einmal nöthig, durch Berührung irgend eine Stellung oder Haltung der Glieder zu erzwingen. Der Befehl durch Worte genügt, um den gewünschten Ausdruck zu erzeugen.

Man kann einer hypnotisierten Person sogar einreden (suggerieren), daß thätlich vorhandene Gegenstände oder anwesende Zuschauer plötzlich verschwunden seien und sie wird die betreffenden Dinge oder Personen nicht mehr sehen; auch wenn sie dicht daneben steht; sie wird an solche Gegenstände anstoßen und höchst verblüfft darüber sein, daß man sich an der Luft stoßen könne. Nimmt ein als verschwunden suggerierter Zuschauer irgend etwas vom Tisch und trägt es hinweg, so drückt die Hypnotisierte ihr grenzenloses Erstaunen darüber aus, weil der Gegenstand von selbst durch die Luft fliege, denn die tragende Hand ist für sie ebenso wie die ganze Person nicht vorhanden. Man kann überhaupt in einer hypnotisierten alle erdenklichen Sinnesäußerungen, die oft von erheiterndster Wirkung sind, hervorrufen, was Professor Obersteiner in seiner Schrift: "Der Hypnotismus" eingehender beschreibt.

Giebt man einer hypnotisierten Person irgend einen Befehl, den sie nach ihrem Erwachen zu einer bestimmten Zeit ausführen soll, so wird sie dies in den meisten Fällen thun, ohne zu wissen, wie sie dazu kommt. Bei dieser Gelegenheit sei darauf hingewiesen, daß ein Hypnotisierter nach seinem Erwachen nicht die leiseste Ahnung davon hat, was er im hypnotischen Zustande gethan hat, noch viel weniger von dem, was ihm anbefohlen worden ist.

Die völlige Willenlosigkeit während der Hypnose giebt auch das beste Mittel an die Hand, diesen Zustand wieder zu beseitigen. Man befiehlt einfach, sogleich oder zu einem bestimmten Zeitpunkte zu erwachen.

Es wird dies unbedingt geschehen. Des Weiteren kann man durch Suggestion in der Hypnose sogar Wundmale hervorrufen. Legt man einer hypnotisierten Person z. B. ein Geldstück auf die Hand mit der Angabe, es sei glühendes Eisen, so wird sich sehr bald an der betreffenden Stelle der Haut ein Brandmal zeigen, obgleich das Geldstück gar nicht glühend, oder auch nur warm war, sondern wie gewöhnlich. Hieraus folgt, daß der Arzt durch einfaches Suggerieren in der Hypnose

auch Krankheiten vertreiben und heilen kann, ein Mittel, das jetzt sehr viel schon von den berühmtesten Medicinern angewendet wird.

Bei einer Person, die häufig hypnotisiert worden ist, kommen mit der Zeit immer erstaunlichere Leistungen zustande, gewöhnlich in einer sich entwickelnden, aufsteigenden Reihenfolge, wie wir sie Eingangs angegeben haben. Da wir uns in dieser Abhandlung jedoch darauf beschränken müssen, dasjenige anzuführen, was von der Wissenschaft anerkannt worden ist, so wollen wir nur noch von der höchst wunderbaren sogenannten Sinnesverlegung (transposition des sens) berichten. Einer der ersten, die neuerdings diese sonderbare Erscheinung konstatierten, ist der bekannte Physiologe Prof. Haidenhain. Derselbe behauptet, daß hypnotisierte Worte hören, die man ihnen ganz leise gegen die Magengrube spricht, d. h. so, daß ein Hören mit dem Ohr ausgeschlossen ist. Der Arzt Dr. Despine berichtet, daß einer seiner Patienten mit den Fingern und den Zehen zu riechen und zu hören vermag, daß ein anderer mit fest verbundenen Augen Gedrucktes lesen konnte, wenn er die Fingerspitzen darüber gleiten ließ, ohne aber dabei, wie die Blinden, die Papierfläche zu berühren, d. h. er sah mit den Fingerspitzen. Einmal, in Gegenwart des Arztes Dr. Bonjean, versetzte Dr. Despine eine Nervenranke namens Eugenie in Hypnose, dann wurde ihr Kopf in ein schwarzes Tuch gehüllt und ihr ein Stück Papier unter ihren Fuß gelegt. Eugenie las den Inhalt des Zettels wortgetreu vor, ohne daß sie selbstverständlich vorher eine Ahnung davon hatte, was darauf stand. An dem Fuße fand man bei nachheriger Untersuchung eine kleine, hellrothe Blutblase.

Derartige Experimente hat man natürlich nach diesem sehr häufig mit gleichem Erfolge gemacht. Eins, gegen dessen unbedingte Wahrheit auch nicht der leiseste Zweifel gestattet ist, wollen wir nach dem Berichte des Dr. Noying anführen. Dasselbe fand gelegentlich einer Sitzung der Psychologischen Gesellschaft in München statt. Es wurde bereits vor mehreren Jahren in der Sphing veröffentlicht, jedoch ist unseres Wissens neuerdings kein ebenso interessantes hypnotisches Experiment wieder gemacht worden.

In der 33. Sitzung trat, so berichtet Dr. Noying, zu unserem Erstaunen von selbst, wahrscheinlich hervorgerufen durch die fortgesetzte hypnotische Übung, eine Art des Hellsehens oder der Sinnesverlegung ein. Darunter ist die ohne den entsprechenden Sinn vermittelte Wahrnehmung von Eindrücken der Außenwelt zu verstehen, welche im Normalzustande dem Bewußtsein des Menschen nur durch die leiblichen Sinne (Augen, Ohren, Nase etc.) zugeführt werden. In unserem Fall, also bei Frä. Lina, wird, sobald sie in die tieferen Grade der Hypnose übergegangen ist, das Auge durch einen Theil der Kopfhaut ersetzt.

Die Thatsache, um welche es sich hier handelt, erwies sich bei jedem zu ihrer Bestätigung vorgenommenen Versuche als unzweifelhaft. Die Versuche wurden folgendermaßen angestellt: Nachdem Frä. Lina in der Hypnose gewöhnlich in das tiefere Stadium übergegangen ist, wird ihr durch Worte befohlen, sich die Augen verbinden oder zuhalten zu lassen und dann mit der Kopfhaut zu lesen. Zwei derjenigen Personen, welche es zu überzeugen gilt, verbinden oder verdecken mit einem dicken Tuche (das sie selbst liefern) beide Augen der Schlafenden und tragen, neben ihr knieend oder stehend, während des ganzen Experiments Sorge, daß keine Verschiebung des Tuches stattfindet und ein Herausziehen aus demselben unmöglich ist. Erst nachdem solche für den Ausschluß des gewöhnlichen Sehens absolut zwingenden Bedingungen getroffen sind, wird der hypnotisierten ein von den Zeugen geliefertes und bis zu diesem Moment verborgenes Buch (dessen Inhalt übrigens allen Anwesenden unbekannt sein muß, um die Gedankenübertragung auszuschließen,) in die Hände gegeben. Dem Befehle folgend, legt sie es, irgend eine Seite aufschlagend, die man oft noch, während das Buch schon über dem Kopfe sich befindet, umblättern kann, auf eine bestimmte Stelle der Kopfhaut, und beginnt, das Buch langsam vorbeiziehend, die Worte zu lesen, welche zufällig sich gerade über jenem empfindlichen Stücke der Kopfhaut befinden. Der ganze Körper geräth hierbei in Zuckungen von verschiedener Stärke; sie beginnt schwer, zuweilen schmerzlich zu stöhnen und spricht langsam betonend die gelesenen Silben aus, welche dann ein Anwesender aufzeichnet. Gewöhnlich ermattet sie schon, sobald eine Zeile gelesen, das Buch entfällt ihren Händen und schwer athmend sinkt sie in den Stuhl zurück. In der Regel veranlaßt man sie dann noch einige Zeit zu schlafen — die man benützt, um durch Suggestion eine etwaige ungünstige Nachwirkung zu verhindern, was meistens gelingt. Allerdings giebt sie nach dem Erwachen an, jene Stelle des Kopfes offen zu empfinden und klagt über einen dort gefühlten mäßigen Druck. Uebrigens bedient sie sich dieser ihrer Eigenschaft in der Hypnose, besonders im tieferen Stadium, so lange die Augen geschlossen sind, direkt wie eines Auges. Sie mustert damit die Anwesenden, besteht damit bei Ausführung von Gedankenbefehlen die aufzufindenden Gegenstände, ja sie kniete schon nieder und legte den Kopf auf den Boden, um hier ein Kissen zu befehen.

Der Umstand, daß von ihr auf diese Weise großer Druck lieber und leichter gelesen wird als kleiner, spricht für die Mitwirkung der Haut als Auge bei diesem merkwürdigen Akt. Dagegen ist es unmöglich, diese Fähigkeit auf bloße Verfeinerung der Tactnerven, die ja bei Blinden zu außerordentlichen Leistungen fähig sind, zurückzuführen; weil glatte Flächen, z. B. Photographien und der Zeigerstand von Taschenuhren, durch das Glas hindurch erkannt werden. Als entscheidend für diese

Frage muß das letzthin von uns angestellte Experiment des Lesens photographierter Schrift angesehen werden, welches trotz der absolut glatten Fläche ebenso gut gelang, wie die übrigen. Da die Schrift eigens zu diesem Zwecke von einem Mitgliede der Gesellschaft photographiert und von einem der Zeugen bis zum entscheidenden Momente in verstemtem Briefumschlage verwahrt wurde — ohne daß irgend einem Teilnehmer der Inhalt derselben bekannt war — so ist auch das Mitspielen irgend eines Zufalles oder ein Beobachtungsfehler bei dem Gelingen des Versuches auszuschließen. Dies Experiment fand statt in Gegenwart der Herren Hofrath Dr. Pfeiffer, Franz Lambert, Cand. med. Behm, Architekt Ritter von Schmädel, Dr. Frhr. von Vibra und Ferd. Frhr. von Hornstein. Die Annahme, daß Lichtstrahlen bei dieser ungewöhnlichen Art der Wahrnehmung durchaus erforderlich seien, erwies sich als nicht zutreffend, denn einerseits sind in den meisten Fällen die gesehenen Stellen mit der Haut in Berührung, andererseits konnten wir einmal das Lesen in absolutem Dunkel beobachten."

Der ewige Jude — ein kranker Mann!

Von Dr. Otto Gotthilf.

(Nachdruck verboten.)

Die Legende vom „ewigen Juden“, der nicht sterben kann, sondern ewig die Welt durchwandern muß, verbreitete sich in Deutschland etwa seit dem dreißigjährigen Kriege. Damals wurde in Schrift und Wort berichtet, daß ganz glaubwürdige Personen den ewigen Juden wiederholt gesehen und gesprochen hätten, so der Bischof von Schleswig, Paulus von Eitzen, im Jahre 1542 in Hamburg, und die aus Spanien zurückgekehrten fürstlichen Gesandten 1575 in Madrid. Von da an mehren, ja häufen sich in den verschiedensten Ländern die Nachrichten von dem Erscheinen dieses Mannes, der ewig rastlos umherwandern müsse, weil er den Herrn Jesus Christus auf seinem Leidensgange, als dieser vor dessen Hause rasten wollte, mit rauhen Worten fortgejagt hätte. Auch viele Forscher und Gelehrte glaubten, daß die Legende des sogenannten ewigen Juden doch nicht ganz und gar aus der Luft gegriffen sein könne, sondern wenigstens ein Körnchen Wahrheit enthalten müsse. Jetzt endlich scheint nun das Rätsel gelöst zu sein. Dr. Henry Meige hat nämlich vor Kurzem darauf hingewiesen, daß in den berühmteren Nervenkliniken, namentlich in der weltbekannten Salpêtrière des Professor Charcot zu Paris, öfter solche „ewige Juden“ auftauchen. Und zwar ist es im Sinne des Wortes ein „Auf-tauchen“, denn bald sind sie wieder verschwunden, um in einem anderen Lande bei einer andern ärztlichen Autorität Heilung zu suchen für — ihre Sucht

zu reisen. Von dieser Wandersucht sind sie ganz befallen, sie ist bei ihnen zur wahren Manie geworden. —

Zum genaueren Verständniß wollen wir eins der von Dr. Meige aus den offiziellen Krankenjournalen gesammelten Beispiele mit den Schilderungen und Abbildungen vergleichen, welche uns aus früheren Jahrhunderten von dem „ewigen Juden“ überliefert sind. —

Im Jahre 1892 kam zu Professor Charkot der 38 Jahre alte polnische Jude Moser B., genannt Moise. Er war in Warschau geboren und wurde noch als Kind in einer militärischen Schule untergebracht. Frühe schon gerieth er in schwere Seelenkämpfe, da seine Vorgesetzten ihn drängten, den Glauben seiner Väter abzuschwören und sich taufen zu lassen. Deshalb entfloh er aus Rußland. Er zählte damals 16 Jahre und hatte noch keinen Beruf erlernt. Seit dieser Zeit nun irrte er von Land zu Land, ohne ein bestimmtes Ziel zu haben. Endlich verheirathete er sich in Budapest und blieb einige Zeit dort; auch wurden ihm daselbst drei Kinder geboren. Aber dieser Aufenthalt dächte ihm schon zu lange, und die Reisewuth quälte ihn unaufhörlich. Er reiste mit seiner Familie nach Jerusalem, wo er dieselbe jedoch ließ, um allein die Welt zu durchwandern. Von fünf zu fünf Jahren kehrte er von seiner Pilgerfahrt zurück, verweilte nur einige Tage bei den Seinigen und irrte dann wieder rastlos von Land zu Land. Als Grund für diese beständige Ruhelosigkeit giebt er in der Klinik an: „Dies geschah, um ein Heilmittel für meine Krankheit zu finden, an der ich seit meiner Jugend litt, eine Krankheit, welche mir nirgends Ruhe gestattet, und für welche ich alle Spezialärzte der Welt konsultiert habe! So durchwanderte er Polen, Deutschland, Oesterreich, Belgien, England, Frankreich. Endlich zog ihn der Ruf der Nervenheilanstalt Salpetrière im Jahre 1892 nach Paris. Er erschien in einem schmutzigen Aufzuge, bekleidet mit einem langen, dunkeln Mantel, der abgenutzt und geflickt war, gestützt auf einem tüchtigen Stock. Sein mageres Gesicht war von tiefen Falten durchfurcht. Eine Furche durchzog auch seine Wangen, die fast unaufhörlich nervös zuckten. Die lange, gekrümmte Nase fiel auf starke, wulstige Lippen. Mächtige, buschige Augenbrauen näherten sich über der Nase durch zwei senkrechte Stirnfalten. Weit herab über Ohren und Nacken fielen dicke Haare in fettigen, schmierigen Locken. Auch der lange, schlecht gepflegte Bart war an den Seiten gekräuselt. —

Vergleichen wir hiermit Beschreibung und Abbildung des „ewigen Juden“, so finden wir eine merkwürdige Uebereinstimmung. In einem Buche vom Jahre 1602 befindet sich ein Bildniß des Ahasverus, welches ihn genau so darstellt, wie eben geschildert: angethan mit einem langen, schabigen Mantel,

einen festen Stock in der Hand; das Aussehen ist düster, das Gesicht von zahlreichen tiefen Falten durchzogen und eingerahmt von einem langen, verwilderten, seitlich gekräuselten Bart, welcher in die dichten, fettigen Locken des Haupthaars überzugehen scheint. Kurz, es ist das Urbild eines echten polnischen Juden, ebenso wie Moise.

Der nervenranke Moise verstand englisch, türkisch, hebräisch, russisch, französisch, sprach aber hauptsächlich deutsch. Seine Leiden schildert er in weinerlichem Tone und redete nur, wenn man ihn fragte. Und von Ahasverus heißt es wörtlich: „In seinem Leben sei er still und eingezogen gewesen, habe nicht geredet als wenn man ihn gefragt. In welches Land gekommen, desselbigen Sprache habe er geredet, wie er denn damals die sächsische Sprache so wohl geredet, als wenn er ein geborener Sachs wäre.“ Also wiederum merkwürdige Uebereinstimmung! —

Ferner sagt Dr. Meige von Moise: Wenn man ihm ein bestimmtes Gehalt in Aussicht stellt, merkt er im ersten Augenblick auf, dann aber lächelt er still vor sich hin und schüttelt abwehrend den Kopf mit skeptischer Miene, indem er sagt, daß ihm alles, was er bisher versucht habe, mißglückt sei. Und von Ahasverus heißt es: „So man ihm Geld verehrt, habe er nicht über zwei Schillinge genommen, doch alsobald wieder unter die Armen vertheilt, mit Vermelden, er bedürfe es nicht, Gott werde ihn wohl versorgen.“ —

Die Lebensgeschichten der anderen nervenleidenden Wanderer, welche Dr. Meige aus den Krankenjournalen zusammengestellt hat, sind in ihren Hauptzügen der eben beschriebenen fast ganz gleich. Eine nervöse Ruhelosigkeit treibt diese Leute von Land zu Land, wie jenen Ahasverus, der das Ite in orbem universum langwierig praktizieret.“ Mächtig von Wandertrieb ergriffen, werden sie immer nervöser, und ihre Nervosität steigert sich zur Wandersucht, zum Reisezwang. Sie reden sich ein und ihren Mitmenschen reden sie vor, sie müßten wieder einen andern Spezialarzt konsultieren, um — ja — um eben ihre Wandersucht zu kurieren. Unterwegs leben sie von Almosen. Die Physiognomie all dieser nervenranken Pilger drückt Leiden und Lebensüberdruß aus. Stets erscheinen sie nervös ganz erschöpft, sie sind eben Neurastheniker von denen sie alle physischen und psychischen Merkmale darbieten. —

Wir sehen also, daß der „ewige Jude“ kein sagenhaftes Wesen oder eine Erscheinung nur der vorigen Jahrhunderte ist; er existiert vielmehr noch heute und wandelt unter uns. Seine Gestalt, seine Tracht und sein Gebahren haben sich von einem Menschenalter zum andern vererbt. Der ewige Jude der Legende und der wandernde Jude der Kliniken haben ein und denselben Typus: den eines ruhelosen Pilgers, eines nervös

Wandernden, heute auftauchend, morgen verschwindend, gefolgt über kurz oder lang von einem andern, der ihm in allen Punkten gleicht, weil eben auch er von derselben Nervenkrankheit befallen ist.

Die deutsche Hausfrau der Zukunft.

Von S . . .

Es ist eine vielbewegte Zeit, in der wir leben. Parallel mit dem Hasten und Jagen auf geschäftlichem Gebiete, im Handel und Verkehr, mit dem Ringen nach Verdienst, nach Geld und Gut laufen Bestrebungen, die dem wahren Freund des Volkes mit Besorgniß für die Zukunft erfüllen müssen. Wir zählen zwar keineswegs zu denen, welche die Dinge, wie sie sich gegenwärtig entwickeln, durch die Brille eines ausgesprochenen Pessimisten, eines Schwarzsehers, beschauen, aber wir erachten es als einen schweren Fehler, durch Befolgung der Vogel Strauß-Politik sich den drohenden Gefahren einfach zu verschließen. Die Zustände unserer Tage sind, das muß unumwunden ausgesprochen werden, in vielen Beziehungen recht wenig Vertrauen erweckend, denn unser gesellschaftliches wie das Familienleben leidet an einer mannigfachen Mißständen, die zu beseitigen die Aufgabe aller derer sein sollte, denen es darum zu thun ist, die geachtete und tonangebende Stellung, welche die deutsche Nation sich unter heißen Kämpfen errungen und heute noch im Rathe der Völker einnimmt, ihr dauernd zu erhalten. Man gebe sich doch keinen trügerischen Hoffnungen hin und denke etwa, wir, das deutsche Volk, seien gegen alle Tücken des Schicksals gefeit. Gewiß, so lange wir es verstehen, nur die moralische, auf dem Fundament des Christenthums und der guten Sitte beruhende Stellung zu bewahren hat es keine Noth, denn wo diese beiden Faktoren Hand in Hand gehen, fest zusammenliegen, werden alle feindlichen Anschläge scheitern. Aber wer bürgt uns dafür, daß dies für alle Zukunft der Fall?

Dem aufmerkamen Beobachter kann es unmöglich entgehen, daß bald hier, bald dort Anzeichen in die Erscheinung treten, die durchaus nicht geeignet sind, uns mit Sorglosigkeit zu erfüllen. Die häufig laut werdenden Klagen darüber, daß die heranwachsende männliche Bevölkerung unseres Vaterlandes zu einem großen Bruchtheile dahin neigt, aus dem Elternhause entsprechenden verheiratheten Verhältnissen heraus in Berufskreise hinüberzutreten, die sowohl in Hinsicht auf materielles Vermögen wie auf Talent, geistige Betätigung die größten Anforderungen stellen, sind leider zu sehr berechtigt. Das ehrbare Handwerk, das trotzdem und alledem sich seines goldenen Bodens erfreut, ist unter dem Sinnenrausch, in dem weite Kreise befangen, in Mißkredit gerathen, und mancher Vater, der vielleicht, nach langjähriger harter Arbeit, bei größter Sparsamkeit sich ein

kleines Vermögen erworben hat, ist heut zu Tage verblendet genug, sein Söhnchen für zu gut zu halten, als daß er ihn zumuthen möchte, unter ungleich günstigeren Umständen denselben Beruf zu ergreifen, der ihm, dem Vater, ein halbwegs behagliches Dasein gebracht. Der Junge ist klug, er ist geschickt, er muß studieren, wie oft hört man diese grundverkehrte Ansicht von in anderen Dingen recht besonnenen Männern. Was daraus folgt? Eine Menge verfehlter Existenzen! Und wie hier, ganz genau so liegt es im Bereiche unserer Frauenwelt.

Es ist unbestritten, daß die heutige deutsche Hausfrau im Allgemeinen noch immer den ersten Platz unter den Frauen aller zivilisierten Völker einnimmt. Wird es immer so bleiben? Wir bezweifeln es, wenn die Erziehung der Mädchen, wie sie gegenwärtig modern, nicht mit allem Nachdruck in andere Bahnen gelenkt wird. Nicht mehr darin erblicken viele Hausfrauen ihre Pflichten als Mütter, das Töchterlein praktisch, für den hehren Beruf einer deutschen Frau heranzubilden, nein, der „gute Ton“ verlangt es ja, daß Lieschen, wenn es sich erst einmal mit dem WC einigermaßen vertraut gemacht, schleunigst der Musikstunde zugeführt wird. Ist es nicht ein wonniges Gefühl für die Mutter, Lieschen mit der eleganten Notenmappe über die Straße stolzieren zu sehen, und wenn es aus der Stunde zurückkehrt, beobachten zu können, wie das musikalisch veranlagte Töchterchen die zarten Händchen über die Tasten des Klaviers, Pianinos, gleiten läßt? Natürlich empfindet auch Lieschen unbeschreibliches Vergnügen, dem todten Instrumente einige mehr oder weniger wohlklingende Töne entlocken zu können! So geht's ein, vielleicht auch zwei Jahre, und die sorgsame Mutter erachtet es für unerlässlich, dem klugen Kinde auch fremdsprachlichen Unterricht erteilen zu lassen. „Das zu einer „höheren Tochter“ geborene Mädchen muß doch auch Französisch, Englisch u. s. w. lernen, denn wer weiß, wozu es in späteren Jahren gut und nützlich ist, ob nicht etwa von Musik und fremden Sprachen allein eine vortreffliche Partie, das ganze Lebensglück des Mädchens abhängt! Man kann's nicht wissen, wie Papa? Und richtig, der gutmüthige Herr Papa ist mit der scharfblickenden Frau Mama ganz und gar einverstanden. Vielleicht auch noch ein wenig Spanisch? fragt er möglicher Weise in scherzendem Tone. Nicht doch, wehrt die Frau Mama ab, und sie hat Recht, denn Spanisch kommt — leider — einem auf Grund der ange deuteten Erziehungsmethode erzogenen Mädchen erst dann gar Vieles vor, wenn nach Jahren einmal die Aufgabe an es herantritt, die Pflichten einer Hausfrau erfüllen zu müssen. Was der „gute Ton“ erheischt, hat die „höhere Tochter“ in ihrer Jugend ja gelernt, nur in einem Punkte hapert es: der Gatte, der in dem modern erzogenen, nach allen Regeln der feinen Sitte erzogenen Fräulein eine tüchtige, wirtschaftlich umhüllige und für die rationelle Führung

eines Haushaltes befähigte Lebensgefährtin gewonnen zu haben glaubte, sieht sich bitter enttäuscht. Er, der in seinem Geschäfte oder Berufe angestrengt fleißig und thätig und seine Schaffensfreudigkeit durch erlectliche Einnahmen belohnt sieht, muß sich zu seinem tiefsten Leidwesen überzeugen, daß all' sein Streben nutzlos, vergeblich, denn — es ist ein niederschmetternder Gedanke — die Goldstücke, die er als seiner Mühe Preis einheimst, sie zerrinnen in nichts: sie, die Frau, die er sich erkoren, kennt nicht den Werth mühsam erworbenen Geldes; fremde Leute, dem Gedeihen des Hausstandes interesselos gegenüberstehende Diensthöten wirtschaften ja mit seinem Gelde. Dann aber, wenn der Mann solche Erfahrungen machen muß, ist das Uebel, der häusliche Frieden für immer gestört, und die Folgen einer derartigen Enttäuschung sind unberechenbar.

Was in Vorstehendem ausgeführt, trifft unter den heutigen Zuständen wohlhabende und reiche, wie weniger bemittelte Familien in gleichem Maße, denn in allen Schichten des Volkes tritt ein Hang hervor, der seine Charakterisierung treffend in den Worten findet: „Dunkel aus Ueberhebung auf der einen, kaum glaubliche Verblendung und völlige Unkenntniß der Bedürfnisse auf der anderen Seite.“ Während in jenen Kreisen, denen man ein gesundes Urtheil darüber, was dem Volke nützt und frommt, phantastische Anschauungen ausschlaggebend sind, vorwiegend wenigstens, huldigt man andererseits Zielen, die strikte auf die Emanzipation der Frauen gerichtet sind. Sieht es doch bereits sogenannte Reiseapostel, die dem weiblichen Geschlecht angehören und die Lehren verbreiten, denen mit aller Energie entgegengetreten werden muß. Es kann und soll nicht Zweck dieser Ausführungen sein, sozialpolitische Fragen von einem Standpunkt aus zu erörtern, der bei näherer Untersuchung der Sache auf ein Gebiet hinüberführen müßte, das außerhalb des Rahmens unseres Wollens liegt. Es gilt, und es ist dringend nöthig, dahin zu wirken, daß den Verirrungen, die in Bezug auf die Pflichten und Aufgaben der deutschen Hausfrau mehr und mehr zu Tage treten, entgegen gestrebt wird. Doch dabei kann nur an die Allgemeinheit gedacht werden. Noch einmal: Man zeihe uns nicht der Schwarzlehre! Vorkommnisse, wie man sie fast täglich erlebt, trüben die Zuversicht, daß die „edle Frau“, wie wir sie heute noch verehren, und mit Recht verehren, uns doch für spätere Zeiten erhalten bleibt. Die Frau als solche wird uns nicht entrisen werden, aber vielleicht doch die treusorgende Mutter, die in allzu weit gehender Nachsicht gegen ihre Tochter, in unentschuldbarer Liebe und Zurechtweisung für ihr Kind übersteht, daß sie es ist, in deren Händen ein sehr bedeutsames Stück der Arbeit ruht, in deren sachverständiger Erledigung das Glück und Wohlergehen der deutschen Nation die kräftigste Stütze hat. Was also giebt's zu thun? Wir, die Männer, müssen Hand anlegen, wir, deren natürlicher Beruf es ja ist, die schwache Frau, die Mutter unserer Kinder, zu schützen, zu vertheidigen.

Sagen wir mit echt männlich freiem Sinn: Sieh', braves Weib, es ist schön, wenn Du Dein Kind liebst, wie es sich gehört, aber: keine falsche Liebe! Du bist verantwortlich dafür, daß Du Deine Tochter auf jenen Standpunkt erhebst, von dem aus sie thront in späteren Zeiten, wie Du heute, als das Muster einer deutschen Hausfrau — eine solche aber muß praktisch in allen Dingen und wirtschaftlich, das heißt: überlegend und berechnend in all' ihrem Thun und Lassen sein. Vor Allem jedoch: über Bord allen modernen, dem häuslichen Glück gefährlichen Tand! Doch nichts, darum bitte ich, freundliche Leserin, nichts für ungut, was ich gesagt, ist wohl nur gut gemeint im Interesse unserer großen deutschen Reichsfamilie!

Der Sylvester-Aberglaube.

Von Charles Sand.

(Nachdruck verboten.)

Keiner unserer Festtage ist so reich an abergläubischen Gebräuchen, wie der Uebergang vom alten zum neuen Jahre, also Sylvester und Neujahr selbst, weil die Menschenseele an diesen beiden Tagen ganz anders bewegt wird, als an den übrigen Festen. Während dieselben nur der Freude gewidmet sind, lenkt Sylvester den Blick auf die Zukunft, speziell auf das kommende Jahr, das wie ein großes Fragezeichen vor uns liegt, so daß der Geist sehr geneigt ist, einen kühnen Kopfsprung in's dunkle Reich der Zukunft zu thun.

Bei unsern Altvordern bildete Neujahr den Mittelpunkt der Feier der Winter-sonnenwende oder der sogenannten Zwölfnächte, in welcher Zeit die obersten Götter ihren Umzug hielten, um die heilsamen und segenspendenden Kräfte für das kommende Jahr wachzurufen. Je gewaltiger deshalb der Sturm die Bäume schüttelt, desto fruchtbarer wird das Jahr; je länger die Eiszapfen, um so länger der Flach; wenn es nicht von den Dächern tropft, geben die Kühe wenig Milch; Alles, was man in den Zwölfnächten träumt, wird im kommenden Jahre wahr.

Diese und viele andere Anschauungen haben sich bis auf den heutigen Tag fortgeerbt, selbst die wilde Jagd und der wilde Jäger treiben heute noch ihr Unwesen, ebenso die weiße Frau. Alles, was das Menschenherz im gewöhnlichen Leben am meisten bewegt, Liebe, Glück, Leben und Tod, gewinnt in der Sylvesternacht eine gesteigerte Bedeutung.

Die Burschen werfen einen Rosmarinzweig in den Bach, und die, die unterhalb den Zweig auffischt, wird Braut. Rufschaalen und Korkscheiben mit Namen läßt man auf einer Schüssel mit Wasser schwimmen, die zusammenkommen gehören zusammen und geben ein Paar. Findet das Mädchen beim Strohbreschen noch Körner, so heirathet es einen Bauern, sonst einen Knecht. Jeder Spiegel ist Sylvester ein Zauberspiegel und zeigt „Ihn“ oder „Sie“, wenn man mit einem Licht

in jeder Hand vor ihn hintritt. Auf ähnliche Weise kann man auch im Wasserspiegel des Brunnens das Bild des oder der Zukünftigen sehen. Schneidet man sich und wirft jemand die Blutstropfen in den Trank, so kann man Liebe erregen und bewahren.

Essen und Trinken sind eins der angenehmsten Mittel, um das Glück herbeizuziehen, weshalb man Sylvester tapfer zuspricht.

Ist man Weistohl, so hat man im kommenden Jahr Geld, ist man Mohrrüben, so hat man Geld, ist man Haring, so geht das Geld nie aus. Bleibt die in die Höhe geworfene Häringshaut an der Decke kleben, so springt in hundert Jahren ein Pferd heraus; bleibt sie nicht kleben, so ist das eine üble Vorbedeutung.

Füttert man die Hühner mit Hirse, so legen sie gut. Wer beim Holzstehlen nicht ertappt wird, wird auch das ganze Jahr nicht dabei ertappt. Füttert man das Vieh mit gestohlenem Futter, so gedeiht es gut. Ueberhaupt wohnt gestohlenen Gegenständen eine große Zauberkrast inne.

Riecht man Neujahr etwas verkehrt an, geht im kommenden Jahre alles verkehrt. Ausgehendes Feuer zeigt Geldmangel an. Zerbricht man etwas, so wird im Jahre viel zerbrochen. Wünschelruten (vom Farrenkraut), in der Sylvesternacht gesar-melt, bringt Glück und Reichtum und macht unsichtbar.

Ein Heckthaler läßt gleichfalls den Gelbbeutel nie leer werden! Man verschafft ihn sich mit Hilfe des Teufels, indem man eine schwarze Kaze in einen Sack steckt und mit 99 Knoten zubindet; damit geht man dreimal um die Kirche und klopft jedesmal an die Kirche und ruft durch's Schlüsselloch den Küster. Beim dritten Mal erscheint der Teufel und fragt nach unserm Begehr. Man sagt, man wolle einen Hasen verkaufen und fordert dafür einen Thaler. Der Teufel nimmt den Sack und sagt, man finde den Thaler zu Hause in der Tasche. Man muß aber zu Hause angekommen sein, ehe der Teufel die 99 Knoten aufgeknüpft hat, sonst ist man verloren.

Wessen Schatten in der Sylvesternacht keinen Kopf zeigt, wenn er um Mitternacht ein Licht in ein dunkles Zimmer bringt, der muß im kommenden Jahre sterben. Um die zwölfte Stunde bringen alle, welche im folgenden Jahre sterben, am Altar Opfer. Wenn man seine eigene Gestalt darunter sieht, muß man selbst sterben. Sieht man auf dem Dachfirst einen Sarg,

so muß Jemand im Hause sterben. Auch auf dem Kreuzweg steht man die Todten des kommenden Jahres, ebenso durch das Astloch eines ansgegrabenen Sargbeckels auf dem Kirchhof.

Durch Todtenbeschwörungen in der Sylvesternacht kann man den Schleier der Zukunft lüften. Man tritt mit zwei Lichtern vor einen Spiegel und ruft dreimal den Namen eines Verstorbenen; dieser erscheint dann im Spiegel und beantwortet alle an ihn gestellten Schicksalsfragen. Hält aber der Geist nicht Stand, so ist man dem Tode verfallen.

Indessen harret das neue Jahr vor der Thür der Geschichte. Hoffen wir nur Gutes von ihm.

Jahre kommen und vergehen. — In dem Webstuhl läuft geschäftig Schnurrend hin und her die Spule. — Was er webt; das weiß kein Weber. —

Gemeinnütziges.

Gegen aufgesprungene Hände. Honig mit frischer Butter oder mit Glycerin vermischt und auf die aufgesprungene Haut zu wiederholten Malen aufgetragen, beseitigt das Uebel in kurzer Zeit.

Flüssige Fleckseife. Gute Hausseife bringt man geschabt in eine Flasche und übergießt sie mit Salmiakgeist. Das Ganze wird tüchtig geschüttelt, verkorrt und bis zur vollständigen Lösung stehen gelassen. Die Lösung verdünnt man schließlich mit Salmiakgeist bis zur Syrupdicke, beschmiert damit die Fettflecke und wäscht mit lauem Wasser nach.

Gegen das Ausfallen der Haare. Um dieses zu verhindern, wasche man die Kopfhaut mindestens zweimal in der Woche in folgender Weise: Man tauche ein wollenes Läppchen in eine Mischung mit Franzbranntwein, den man mit der doppelten Menge Wasser vermenget, in welchem man mit einem Gramm doppelkohlen-saurem Natron eine Hand voll Klettenwurzeln abgekocht hat. Durch dieses Mittel wird die Kopfhaut rein erhalten und die Haarwurzeln werden befestigt, so daß ein Ausfallen des Haares möglichst verhindert wird.

Humoristisches.

Kindliche Naivetät. Mutter: Aber Aennchen, was machst Du denn mit Papa's Konversationslexikon? — Klein Aennchen: „Ich suche mir meinen verlorenen Puppenstrumpf; Papa hat gestern gesagt: im Konversationslexikon findet man Alles!“

Freigegeben. Kurmacher: „Ich habe Sie in mein Herz geschlossen.“ — Dame: „Da lassen Sie mich nur schnell wieder heraus; ich werde leicht ohnmächtig im Gedränge.“

Guter Trost. Husaren-Wachtmeister (beim Verlassen eines Städtchens zu seiner Geliebten): „Aber so wein' doch nit, Rest! Tröst' di nur; der liebe Gott wird mi nit verlassen; ich krieg' schon wieder 'n anderen Schatz!“

Ein Jahr im Strom der Zeiten schwand, Laß fliehen, o Mensch, laß fliehen! Machtlos stehst Du an Ufers Rand Und siehst die Wellen ziehen; Sie ziehen schweigend alle fort, Hält keine an an Deinem Ort, — Mußt wandern, o Mensch, mußt wandern Von einem Jahr zum andern!

So machtlos stehst Du da und klein, Vom Weltensturm umgeben: Nicht einer Stunde Macht ist Dein Von Deinem ganzen Leben. Was Du im alten Jahr geschafft, Im neuen wird's hinweggerafft: Mußt zagen, o Mensch, mußt zagen Und an die Brust Dir schlagen!

Die Besten gingen vor Dir hin In's ewige Jahr der Freude; Nur Du hörst noch mit trübem Sinn Des Jahres Grabgeläute. Und ob Du alt und müde bist, Dir ist noch nicht gefest die Frist: Mußt streben, o Mensch, mußt streben Ein ganzes Menschenleben!

Drum richte aus dem Strom der Zeit Die Blicke fromm nach oben: Siehst Du die blaue Ewigkeit? Der Himmel bleibt da droben! Und dräut die Welt auch noch so sehr, Der ew'ge Gott wankt nimmermehr: Mußt beten, o Mensch, mußt beten, Will Dich die Angst betreten!

War Dir dies Jahr auch noch so lieb, Kannst lächelnd weitergehen; Wenn nur der frische Muth Dir blieb, Kannst froh ins Weite sehen: Das Neujahr kommt an Gottes Hand In unser deutsches Vaterland: Mußt hoffen, o Mensch, mußt hoffen, — Glück auf! ein Jahr steht offen!

Räthsel.

- 1 2 3 4 5 6 2 7 8 2 7 9 ist der Anfang aller Tage,
2 8 8 5 7 findest Du in der neuen Welt,
3 5 6 6 5 7 hat in Deutschland seine Lage,
4 5 9 5 7 diefer Dich nicht trocken hält,
5 9 5 4 hier fiel ein großer Mann,
6 2 9 5 erzählt von manchem Tropf,
2 4 mit diesem man wohl messen kann,
7 2 6 5 hast Du an Deinem Kopf,
8 1 7 9 5 4 an Deiner Hand Du hast,
2 7 7 2 ist als weiblich Nam' bekannt,
7 5 9 5 4 zum dunklen Weltheil sicher paßt,
9 5 7 8 liegt im schönen Schweizerland.

Auflösung des Räthfels in voriger Nummer:

Wahlstatt, Emmaus, Irene, Hervorruf, Marjes, Ararat, Catarrh — Weihnachtsfest.

Süddeutsche Thierbörse Heilbronn a. Neckar. Organ für Geflügel, Vögels, Biens, Hunde- u. Fischzucht. Centralblatt v. 70 Vereinen. Inserate 15 Pfg.; durch die große Verbreitung des Blattes (Aufl. 6000 Nr.) Erfolg sicher. Abonnements-Preis nur 75 Pfg. vierteljährlich.

Vogelliebhaber erhalten geg. 50 Pfg. Briefmarken m. neuest. Preisbuch m. 50 naturgetr. Abbild. v. Vögeln und Tauben nebst Anleit. z. Pflege u. Zucht. GUSTAV VOSS, Mostlieferant, Köln.

3 Meter l. blau, braun od. schwarz zum Anzuge für 10 M., 2.10 desgl. zu Sommer- oder Herbst-Paletot für 7 M. versendet franco gegen Nachnahme J. Büntgens, Tuchfabrik, Eupen bei Aachen. Anerkannt vorzügliche Bezugsquelle. Muster franco zu Diensten.

Wollen. Sie Uhren u. Goldwaaren direkt aus der Fabrik beziehen, so lassen Sie sich meinen Illustrierten Pracht-Catalog gratis u. franco kommen. G. A. Lindes, Braunschweig, Uhren- u. Goldwaarenfabrik.

Caution. bedürftige wollen sich wenden an die Fides Erste deutsche Caution-Vers.-Anst. in Mannheim.

Für 10 Mark versendet die Aachener Tuch-Industrie, Aachen, Franzstrasse 10, unt. Nachnahme 3 1/2 Meter Cheviot, schwarz, blau u. braun, geschmackvoller solider Anzugstoff. Muster hiervon u. von feinsten Kammgarn-Tuch-, Cheviotstoffen etc. für Paletots, Hosen u. Anzüge franco zu Diensten. Fabrikpreise.

Inselbad-Paderborn, Heilanstalt für Asthma und verwandte Zustände, Nasen- u. Halsleiden. Prosp. gr. Spec.-Arzt Dr. Brügelmann, Director